

*Emil Franzel, Gegen den Wind der Zeit. Erinnerungen eines Unbequemen.*

Aufstieg-Verlag, München 1983, 528 S. (Veröffentlichung des Sudetendeutschen Archivs).

Emil Franzel, 1901 in Nordböhmen geboren, 75jährig in München gestorben, zählt zweifellos zu den Sprachbegabtesten seiner sudetendeutschen Generation. Als konservativer Journalist und Publizist ist er nach dem Krieg hervorgetreten: bei der „Deutschen Tagespost“, beim „Volksboten“, mit einer „Sudetendeutschen Geschichte“, mit einem Buch über „Die Habsburger“, mit einer „Geschichte des deutschen Volkes“ und mit ein paar Romanen unter dem Pseudonym Carl v. Boheim. Er war, auf seine Weise, ein Meister des Wortes, und seine publizistische Wirksamkeit trug ihm nicht nur Preise der Sudetendeutschen Landsmannschaft ein, sondern 1968 auch den Konrad-Adenauer-Preis der Deutschlandstiftung.

Ein Meister des Wortes auf seine Weise: Er wußte es anders zu handhaben, wenn er sich, viele Jahre lang, über den „Volksboten“ an seine Landsleute wandte und dabei eine sehr handfeste Wortwahl traf, mit der man in den dreißiger Jahren wohl den Mann auf der Straße erreichte; auch die Tagespresse in der Bundesrepublik hatte damals schon eine distanziertere Mitteilungsform gefunden. Anders schrieb Franzel in der „Augsburger Allgemeinen“ oder in der „Deutschen Tagespost“. Und wieder anders sprach er seine Leser in seinen Büchern an, mit großer, schwärmerischer Hingabe an einen wie auch immer definierten Bohemismus. Er führte immer wieder in die geschichtsträchtige Stadt an der Moldau mit dem weit ausholenden Schwung des im älteren Sinne wohlgebildeten Interpreten, in seinen Darlegungen zur böhmischen und zur habsburgischen Geschichte, in einer Betrachtung über die „Abendländische Revolution“ (1936) — auch zum europäischen Föderalismus der Gegenwart.

Seine „Erinnerungen eines Unbequemen“, die das Sudetendeutsche Archiv hier vorlegt, zählen wohl zu den beachtenswerten Grundlagen für das Verständnis der sudetendeutschen Intellektuellen, formuliert von einem, der in mancher Hinsicht ihr Sprecher hätte sein können, wenn, ja wenn es sich nicht eben um die „Erinnerungen eines Unbequemen“ handelte. Franzel war in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in Prag zunächst begeisterter Anhänger der Sozialdemokratie, er hatte das Zeug zum führenden Kopf dieser Partei. Aber vielleicht gab es da nicht nur Einsichten, die ihn dieser Partei entfremdeten, sondern auch Ansichten. In seiner Autobiographie, in der er sich an seinen 1937 vollzogenen Bruch mit der Sozialdemokratie erinnert, weil er sich mit dem dogmatischen Marxismus nicht vertrug, glaubte er am Grabe von Heinz Rutha bei dem Choral „Heilig Vaterland“ „so deutlich wie niemals vorher“ seine Abkehr von der Sozialdemokratischen Partei vollziehen zu müssen (S. 317). Das war Ende 1937. Immerhin hat Franzel einige Zeit später noch versucht, auch Wenzel Jaksch in das Lager der Sudetendeutschen Partei zu ziehen, offenbar ohne jede innere Stimme, daß sie zu dieser Zeit bereits die Partei Hitlers geworden sei. Damals trennte allerdings auch Jaksch, wie Franzel meint, „nur noch die berühmte ‚papierdünne Wand‘“ von der Sudetendeutschen Partei (S. 341). Ob Wenzel Jaksch,

der noch im September 1938 auszog, um die Demokratie in Gestalt der Ersten Tschechoslowakischen Republik zu verteidigen, tatsächlich ein halbes Jahr zuvor Henleins Partei so nahe gestanden haben könnte, das mag manche Sachkenner entrüsten.

Damit sind wir bei der Frage der Glaubwürdigkeit aller Memoiren und besonders dieser. Allein die Stilkritik fördert ein Bild von der Vehemenz des Autors zutage, Wortwahl und hingeworfene Skizzen zeigen vieles von seiner eruptiven Gedankenwelt, die bei der Monarchie beinahe Mutterbindungen suchte, transponiert man einmal das von Franzel entworfene Gedankensystem auf die Ebene politischer Erotik. Das ist dann freilich auch die tiefere Einsicht, die dieser Memoirenband vermittelt: die Hilf- und Orientierungslosigkeit der Intellektuellen aus jener Zwischenkriegsgeneration, schwankend zwischen Sozialdemokratie, Ständestaatsideologemen, Marxismus und Katholizismus, aber immer mit stark nationalem Bewußtsein und ohne je das Ressentiment der zerschlagenen Vielvölkermonarchie so ganz überwunden zu haben. Wer hätte aber auch Orientierung vermitteln können, um den Pluralismus jener eigenartigen Menschengruppe aufzulösen: ein Pluralismus, erwachsen aus engster mündlicher Kommunikation auf kleinem Raum auf der einen und äußersten ideellen Divergenzen auf der anderen Seite. Wer kannte nicht wen — spätestens Franzel belehrt darüber —, und welche politischen Gegensätze trafen dabei nicht in der Kaffeehauskultur doch in gesitteten Debatten aufeinander! Für eine solche Geschichte der sudetendeutschen Intellektualität ist Franzels Buch eine hervorragende Quelle. Den menschlichen Umgangsformen, dem Lebensgeflecht um Wahrheit und Lüge im täglichen Umgang, in politischen Projekten und gleichzeitig in Unternehmungen zur persönlichen Existenzsicherung jener „wurzellosen“, von der Arbeitslosigkeit der dreißiger Jahre doppelt betroffenen Menschen nachzugehen, die mit akademischen Graden ein beachtliches Maß an Allgemeinbildung im Bereich der Geisteswissenschaften auswiesen und dennoch den zerbrochenen Moralkodex der alten Welt nur unsicher ahnten, die drohende Brutalisierung der Gegenwart mit sehr unterschiedlichen politischen Vorzeichen versahen, nicht mit dem Rufzeichen des Humanismus — das lehrt die Lektüre Franzels, und in Verbindung mit einigen anderen Äußerungen ließe sich das auch noch in verbindlicher Form demonstrieren.

Daß dann der Krieg kam und jener Welt aus Kaffeehausdebatten und dumpfem Grollen einer Millenar-Katastrophe ein Ende setzte, mit hartem Paukenschlag, der an jeden im Namen der Massengräber appellierte, sein eigenes Heil zu suchen — wer wollte es den Betroffenen verübeln? Franzel verlor seinen Posten bei einem liberalen Volksbildungswerk, wurde Hilfsbibliothekar, Soldat, Kompanieschreiber einer Polizeieinheit in Prag, und, immer Opponent, schließlich auch Polizeioffizier (F): „Als man mich zum ‚Schmalspuroffizier‘ beförderte, meldete ich mich wieder beim Chef und sagte ihm, daß die Partei nie ihre Einwilligung zu meiner Ernennung geben werde. Er sagte, er werde die Partei nicht fragen“ (S. 407). Gedemütigt, beteiligt am Totalitarismus wider besseres Wissen, endlich besiegt und geschlagen mit den Unbelehrbaren und nach lebensbedrohender Haft in eine neue demokratische Bundesrepublik entlassen —

wie schwer mag es für jene Generation gewesen sein, ihren Kindern das alles zu erklären! Die politischen Intellektuellen der Zwischenkriegszeit hätten eigentlich am besten daran getan, nach dem Krieg mit der ungeschminkten Darstellung ihrer Lebensgeschichte Demokratie zu lehren. Alles andere, die Visionen eines neuen oder eines alten Europa, hätte eigentlich erst durch das Bekenntnis zum eigenen Irrtum seine Glaubwürdigkeit gewinnen können. Ein solches Bekenntnis legt Franzel in diesem Buch nicht ab. Die Einsicht, daß die riesige Katastrophe aus unscheinbaren Irrtümern geboren wurde und alle die Irrenden in sich einschloß, daß man den Vorwurf der Kollektivschuld nach dem Zusammenbruch Hitlers und der Entlarvung Stalins mit guten Gründen zurückweisen kann, nicht aber die Vision von einem Kollektivirrtum — diese Einsicht blieb Emil Franzel verschlossen. Auch das ist ein Befund, der nach Ausweis vieler Memoiren zu den Charakteristika seiner Generation gehört. „Gegen den Wind der Zeit“ hat Franzel seinen Erinnerungen zum Motto gesetzt. Die unerbittliche Geschichte vertrieb seine Generation in alle Winde.

Bochum

Ferdinand Seibt

*Josef Rabas, Bischof Dr. Anton Alois Weber. Der letzte deutsche Oberhirte von Leitmeritz. Ein Lebensbild.*

Königstein/Ts. o. J., 111 S. (Schriftenreihe des Sudetendeutschen Priesterwerkes Königstein/Taunus 23).

Wie sein Vorgänger im Amt, Dr. Josef Groß († 1931), erhielt auch der letzte deutsche Bischof von Leitmeritz (1931—1947) eine biographische Würdigung aus der Feder eines ihm persönlich nahestehenden Mitarbeiters. Das Erleben aus der Nähe — nicht Akten — ist in beiden Fällen die Hauptquelle. Als Erinnerungsbuch für die Priester und Diözesanen in der Zerstreuung stellt V., der von 1937 bis zum Kriegsende Sekretär und Zeremoniar des Verewigten war, seine Schrift, der erbauende Akzente nicht fehlen, vor. Der Gewinn dieses Lebensbildes liegt außer in den biographischen Daten (Herkunft aus dem böhmischen Niederland, Studien in Rom, beruflicher Entwicklungsgang) vor allem in der aus intimer Kenntnis stammenden Zeichnung von Charakter, Lebensstil und Arbeitsweise Dr. Webers.

Der eher ängstliche, schüchterne und verschlossene, jedoch immer liebenswürdig-freundliche Bischof war in seiner Lebenshaltung von einer unüberbietbaren Einfachheit, Nüchternheit, Anspruchslosigkeit, ja Ärmlichkeit: der erklärte Gegensatz zum Kirchenfürsten. Sein Berufsethos schien mitgeprägt von der Pflichtethik älteren Beamtentums — Dr. Weber war vorher Religionsprofessor an einer höheren staatlichen Schule in Aussig und für die Direktorenstelle qualifiziert gewesen. Eine gewisse Enge war nicht zu übersehen, zu sehr ließ er sich von den Erfordernissen des Büros gefangen nehmen. Große Visionen und Pläne waren nicht seine Sache, er war Praktiker und richtete sein Augenmerk vor allem auf die Durchführung der „Actio catholica“, die Pius XI. besonders am Herzen lag: Die Pfarrgemeinde, nicht